

Suzanne Fisher Staples
Die Sterne über Peschawar



© Wayne Harley

Suzanne Fisher Staples verbrachte ihre Kindheit in Pennsylvania. Sie studierte Literatur und Politikwissenschaften und war viele Jahre lang als Korrespondentin u. a. in Afghanistan und Pakistan tätig. Später arbeitete sie in derselben Region bei einem Projekt gegen Analphabetismus mit. Sie ist verheiratet und lebt in Nicholson, Pennsylvania. Weitere Informationen unter: www.suzannefisherstaples.com.

Suzanne Fisher Staples

Die Sterne über Peschawar

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Heike Brandt

Deutscher Taschenbuch Verlag

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell unter
www.dtv.de/lehrer zum kostenlosen Download.

Das gesamte lieferbare Programm von
dtv junior und viele andere Informationen
finden sich unter www.dtvjunior.de

Deutsche Erstausgabe

3. Auflage 2010

2006 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

© 2005 Suzanne Fisher Staples

Published by arrangement with

Farrar, Straus and Giroux, LLC, New York

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

›Under the Persimmon Tree‹

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2006 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt & Tabea Dietrich,

unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder

Gesetzt aus der Sabon 11/14'

Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

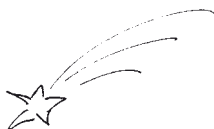
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-78213-5

*Für Wayne,
meinen besten ersten Leser und Freund*



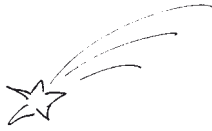
Anmerkung der Autorin



Afghanistan ist eines der ärmsten Länder der Erde, aber gleichzeitig auch ein Land voller Kulturschätze, die zu den größten der Welt zählen. Es liegt dort, wo der Nahe Osten auf Asien trifft, ein wildes Land, das sich im Laufe einer turbulenten Geschichte aus Gebirgszügen, Hochebenen, alten Handelsrouten gebildet hat, in dem es diverse Sprachen, ethnische Gruppen und Religionen gibt. Der kulturelle Reichtum Afghanistans spiegelt sich in der Vielfalt der Gesichter: die breiten, flachen Gesichter der Usbeken, Turkmenen und Kirgisen; die dunklen, ebenmäßigen Züge der Mehrheit, der Paschtunen; die hellhäutigen, braun- und grünäugigen Nuristani, die behaupten, von Alexander dem Großen abzustammen. Auch in den Sprachen Afghanistans spiegelt sich die kulturelle Mischung. Im Anhang befindet sich ein Glossar der Wörter, die zum Sprachschatz der Menschen gehören, die in diesem Buch vorkommen – zumeist Tadschiken. Die Wörter sind aus dem Dari (der in Afghanistan gesprochenen Version der persischen Sprache), dem Urdu (der Sprache des benachbarten Pakistan) und dem Arabischen (der Sprache des Ko-

rans). Dazu kommen einige Wörter, deren Wurzeln aus dem Paschto und dem Türkischen stammen.

Dem Verlauf meiner Geschichte zuliebe habe ich mir bei der Datierung einiger tatsächlicher Ereignisse gewisse Freiheiten erlaubt. Das Dorf Golestan ist fiktiv.



NADSCHMAH
Golestan, Provinz Kundus
Nordafghanistan
Oktober 2001

Der Tag beginnt wie jeder andere in den Bergen von Kundus. Er folgt dem Lauf von Sonne und Mond. Bevor es hell wird – sogar noch bevor die ersten Sterne verblassen –, zerrt meine Mutter an meiner Steppdecke.

»Steh auf, du Träumerin«, sagt sie zu mir. »Es ist so weit, wir müssen Feuer machen!« Ich habe das Gefühl, ich wäre eben erst eingeschlafen. Wie kann schon ein neuer Tag beginnen, wenn der alte gerade zu Ende gegangen ist?

Sie beugt sich über meinen älteren Bruder Nuur und sagt: »Steh auf, du Träumer. Es ist so weit, du musst Wasser holen, damit ich Tee machen kann.«

Nuur grummelt und dreht sich um, seine Decke raschelt. Aber Mutter tut, was sie immer tut, wenn wir nicht gleich hören: Sie schlägt die Steppdecke zurück und kitzelt seine bloßen Füße mit einem Stroh-

halm. Nuur strampelt mit den Beinen, aber Mutter ist schon ausgewichen – trotz ihres dicken Bauches, in dem mein ungeborener Bruder steckt. Ich bin sicher, dass es ein Bruder wird, denn meine Mutter war während ihrer ganzen Schwangerschaft gesund und fröhlich. Ich habe ihm den Namen »Habib« gegeben, das bedeutet »geliebter Freund«. Ich weiß, dass Habib mein Freund sein wird, anders als Nuur, der mich andauernd hänselt.

Bevor Nuur hinausgeht, greift er nach dem fast leeren Wasserkanister und spritzt mir ein paar Tropfen ins Gesicht. Das Wasser ist eiskalt und jagt jede Hoffnung davon, ich könnte vielleicht noch ein paar Minuten länger schlafen.

»Wenn der Hahn auf ist, muss auch die Henne aufstehen«, sagt er und bespritzt mich noch mal.

»Nuur, hör auf mit dem Unsinn!«, sagt Mutter. »Nadschmah, steh auf!« Sie zieht wieder an meiner Steppdecke. »Wenn du Holz geholt hast, musst du das Zicklein füttern«, sagt sie und deutet auf die neugeborene Ziege, die auf zittrigen Stöckchenbeinen neben dem Kopfende meiner Schlafstelle steht. Sie ist gestern zur Welt gekommen und ihre Mutter lässt sie nicht trinken.

Ich strecke meine Hand aus dem Bett. Sofort drückt das Zicklein sein Mäulchen an meine Finger und stupst mit der Nase gegen meine Handfläche. Ich werfe die Decke zur Seite und nehme mein Schultertuch. Im Herbst ist die Morgenluft eisig, aber ich

genieße die Frische, weil ich weiß, wie heiß es noch vor Mittag werden wird.

»Padar dschan melkt schon die Ziegen, und wenn er zurückkommt, will er frühstücken«, sagt Mutter und legt meine Decke zusammen, so dass ich es mir nicht anders überlegen und noch mal in die Wärme krabbeln kann. Bei dem Gedanken an die Milch, die mein Vater gleich bringen wird, fängt mein Magen an zu knurren.

Draußen bindet Nuur zwei leere Speiseöl-Kanister mit Ziegensehne an beide Enden des Tragestocks, den er sich über die Schulter legt. Er wartet auf mich, und dann steigen wir gemeinsam abwärts bis zu dem Pfad, der hinunter zu dem kleinen Fluss im Tal führt, zum Baba Darja. Wir nennen ihn Baba, weil seine schmalen Rinnsale ineinander verwoben sind wie die Strähnen im Bart eines alten Mannes.

»Gestern Abend habe ich Leoparden Spuren gesehen«, sagt Nuur, als wir die Gabelung erreichen, an der ich zum Holzstapel und er zum Baba Darja gehen muss. Ich zögere.

»Nuur!«, ruft Mutter mit warnendem Unterton. Da sie Nuur nur allzu gut kennt, ist sie vors Haus getreten, um zu lauschen. »Du sollst ihr keine Angst machen! Nadschmah, du weißt genau, dass es hier keine Leoparden gibt. Jetzt beeilt euch, ihr zwei!« Ich zögere trotzdem.

»Im Ernst!« Nuur flüstert. »Sie waren so groß!« Er streckt eine Faust hoch, so dass ich sie im schum-

merigen Licht des Sonnenaufgangs sehen kann, und sagt: »Es muss ein sehr großer Leopard sein.« Dann wendet er sich ab und läuft summend den Hang hinab zum Baba Darja. Die Kanister am Stock über seiner Schulter schaukeln hin und her.

Mein Herz hämmert und ich möchte zum Haus zurücklaufen, aber ich weiß, dass Mutter dann böse wird. Also renne ich, so schnell ich kann, zum Holzstapel. Dort lege ich mein Tuch auf den Boden und stapel mehrere Armvoll Holzscheite darauf. Die ganze Zeit spüre ich ein Kribbeln im Rücken. Neben dem Holzstapel sehe ich gelbe Augen funkeln. Ich bin sicher, ich höre ein tiefes Grollen.

»Nur hat bloß Spaß gemacht«, murmele ich leise vor mich hin. »Nur hat bloß Spaß gemacht.« Aber eigentlich bin ich mir ganz sicher, dass ein großes Tier mit langen, spitzen Zähnen auf mich lauert. Ich fürchte mich sehr vor Leoparden, obwohl solange ich lebe, hier noch keiner gesehen wurde. Das hält mir Mutter jedes Mal vor, wenn ich jammere, dass Nur mir schon wieder erzählt hat, er habe einen Leopard brüllen gehört. Sobald genug Holz auf dem Tuch liegt, gerade so viel, wie ich tragen kann, binde ich die Ecken zusammen, hieve mir das Bündel auf den Kopf und beeile mich, mit der schweren Last den Pfad hinaufzukommen.

Weil ich so ängstlich bin, holt sonst Mutter das Holz und ich bleibe in unserem Lehmziegel-Haus und backe Fladenbrot. Aber mit Habib im Bauch,

der in wenigen Tagen kommen wird, kann Mutter auf dem engen steilen Pfad leicht das Gleichgewicht verlieren. Mein Vater fürchtet, sie könnte abstürzen, und hat mich daher gebeten, meine Angst beiseitezuschieben und das Holz zu holen. Ich bin stolz, dass ich es geschafft habe.

Ich sitze vor dem Vorhang am Eingang unseres Hauses und schichte Anbrennholz in den Lehmofen. Mutter bringt den Korb mit den Teigfladen, die sie inzwischen gemacht hat. Sie spießt jeden Fladen an einen Haken und schiebt ihn durch eine Öffnung oben in den Ofen. Das Zicklein stupst beharrlich gegen meine Schulter, es will trinken. Ein paar Minuten später höre ich, wie Nur schnaufend vom Gewicht des Wassers die letzten Schritte vom Fluss hinauf zu uns tut.

Und nur einen Augenblick später kommt Vater pfeifend von unseren Ziegen- und Schafpferchen. Er trägt einen großen Eimer voll Milch. Hinter ihm, jenseits der schneebedeckten Gipfel des Hindu-kusch, schimmert blasses grünes Licht. Es schwimmen immer noch ein paar Morgensterne darin, die darauf warten, von der Sonne fortgeschickt zu werden.

»Wir müssen die Schafe und Ziegen weiter den Berg hinauftreiben«, sagt Vater und lässt sich mit einer geschmeidigen Bewegung in den Schneidersitz fallen. »Hier unten ist alles vertrocknet, sie finden nicht genug zu fressen.« Normalerweise regnet es im

Frühling und im Sommer und die Berge schmiegen sich weich und glänzend aneinander, wie Riesen, die unter einem grünen Teppich schlafen. Jetzt scheinen sie flacher, grau und verschwommen vom Staub, so wie in der toten Winterzeit.

Trotzdem ernährt uns das Land. Zweimal in der Woche schleppen Nuur und ich viele Kanister voll Wasser vom Fluss herauf. Der Baba Darja führt jetzt so wenig Wasser, dass er nicht nur aussieht wie ein alter Mann, sondern sich auch so bewegt. Wir bringen das Wasser zu dem Feld, auf dem mein Vater Gemüse und Obst für den Markt und Blumen für meine Mutter anbaut. Dann schüttet er das Wasser aus den Kanistern vorsichtig in die Furchen zwischen den Apfel-, Aprikosen- und Mandelbäumen.

Eingehüllt in unsere Tücher sitzen wir zitternd auf dem roten turkmenischen Teppich vor unserem Haus. Wir essen Grütze mit Ziegenmilch und Naan und trinken süßen grünen Tee dazu. Beim Essen stecke ich immer wieder einen Finger in eine Tasse mit Milch und halte ihn dem Zicklein hin, das gierig daran saugt. Die Sonne geht auf, und Vater und Nuur machen sich fertig, um aufs Feld zu gehen.

»Du kannst dich doch allein um die Herde kümmern, meine kleine Zuckerrübe?«, fragt Vater mich. Die heiße Sonne und die Sorgen um die vertrockneten Pflanzen und Weiden haben tiefe Furchen durch sein Gesicht gezogen. Ich will nicht zugeben müssen, dass ich Angst habe, allein in die Berge zu gehen,

also nicke ich stumm. »Gut«, sagt er. »Nur kann schneller Wasser bringen als du, und ich möchte nicht, dass deine Mutter in die Berge geht, wenn das Baby jeden Moment kommen kann.«

Ich würde ihm am liebsten sagen, dass ich genauso viel Wasser tragen kann wie Nur, der nicht viel größer ist als ich, und auch genauso schnell. Ich bin groß wie Mutter und stark wie Vater. Nur ist dünn wie Mutter und kurz wie Vater. Aber ich beiße mir von innen auf die Wangen und sage nichts.

Mutter und ich sammeln die Reste des Essens ein und verstauen alles in Körben. Wir nehmen den Teppich auf und bringen ihn ins Haus. Das Zicklein hat den Bauch voll Milch, es rollt sich gleich hinter der Tür zu einem kleinen Fellknäuel zusammen und schläft. Nachdem wir das Haus ausgekehrt haben, wobei die Hühner wütend gackernd vor unseren Reisigbesen davongeflattert sind, nimmt mich Mutter in die Arme, ein wenig ungelink, denn Habib klemmt sich zwischen uns.

»Du bist so ein gutes und tapferes Mädchen«, sagt sie und streichelt mein Gesicht. Ich komme mir überhaupt nicht tapfer vor, deshalb sage ich lieber nichts, sondern nicke wieder nur. Mutter steckt mir einen Beutel mit getrockneten Aprikosen und Rosinen und Mandeln in die Tasche und lächelt noch immer dankbar, als sie mich aus der Tür schiebt. »Ich kümmer mich um dein kleines Zicklein«, sagt sie. »Wenn du zurückkommst, wird es schön fett sein.«

Ich treibe die Schafe und die Ziegen in die Berge hinter dem Dorf. Die hölzernen Klöppel in den Bronzeglöckchen um ihren Hals klicken und klacken leise.

Wir leben bescheiden, aber wir haben reichlich zu essen: Äpfel, Nüsse, Aprikosen, Granatäpfel und Kaki aus dem Obstgarten, Gemüse vom Feld, Weizen für unser Brot, Eier, Ziegenmilch – und auch Honig. Zu besonderen Anlässen schlachtet Vater eine Ziege. In unseren Bergen ist es friedlich, obwohl in Afghanistan Krieg herrscht, seit Vater ein kleiner Junge war. Die Mudschaheddin kontrollieren den nördlichen Teil Afghanistans, uns lassen sie in Ruhe. Wir geben ihnen Weizen und Gemüse, weil Vater sagt, wir müssen ihnen helfen, damit die Taliban nicht nach Kundus kommen.

Sonst verbringe ich meine Tage damit, dass ich hinter Nuur hertröte und wir gemeinsam den Tieren beim Grasens zuschauen. In der heißen Jahreszeit, wenn die Sonne das Gras bis auf die Wurzeln verbrennt, bringen wir die Herde höher hinauf in die Berge. Dann ist es zu weit, um abends nach Hause zurückzukehren, und wir schlafen unter dem Sternenhimmel. Vater hat uns beigebracht, al-Qutb zu finden, den Stern, der sich nie bewegt, der über dem Großen Bären sitzt. Er hat uns erklärt, dass al-Qutb »Nabe« bedeutet, wie die Nabe eines Rades, weil die anderen Sterne sich um ihn herum drehen. Vater hat sich neben mich gekniet und ich musste eine Faust

machen und dann mit dem zweiten Knöchel auf den Stern zeigen.

»Solange du die Sterne kennst, wirst du dich nie verlaufen«, hat er gesagt. Im Koran stehe, dass Allah uns die Sterne als Wegweiser gegeben hat. »Mit den Sternen hängt alles zusammen. Mit ihrer Hilfe kannst du Zeit und Entfernungen messen und den Weg nach Hause finden.« Er hat uns viele Geschichten erzählt und uns am Sternenhimmel die Bilder von Tieren und Kriegern und geheimnisvollen Wesen gezeigt. In den langen Nächten fern von zu Hause erzählen Nuur und ich uns Vaters Geschichten immer wieder. Vater liebt die Sterne so sehr, dass er mich nach ihnen benannt hat. Und meinen Bruder nannte er Licht – Nuur. Wir haben beide gelernt, die Sterne so zu lieben wie Vater.

Dies ist das erste Mal, dass ich alleine mit der Herde unterwegs bin. Ich habe immer noch Angst, aber im Schein der Sonne fällt es mir leichter zu glauben, dass es in unseren Bergen keine Leoparden gibt.

Vom Gipfel des Kuh-i-Dil, der hinter unserem Dorf Golestan aufragt, sehen die Leute auf den Wegen unter mir aus wie kleine Insekten. Die Esel, die in Körben auf dem Rücken Steine für die Reparatur des Fahrdammes schleppen, sehen aus wie ein Zug Ameisen.

Obwohl schon monatelang eine nicht enden wollende Trockenheit herrscht, scheint der Himmel Regen zu versprechen. Über die westlichen Berge haben sich graue Wolken herangeschoben und tanzen vor

der Sonne. Eine kühle Brise weht. Ich ruhe mich auf einem großen Stein aus und schaue zu, wie sich über der Herde Sonnenlicht und Schatten ablösen, da höre ich von unten ein Brummen. Erst denke ich, es ist Donner. Ich gehe hinüber auf die andere Seite des Berges und von dort sehe ich weit unten auf der Straße eine Reihe Pritschenwagen – ein Dutzend oder mehr –, die sich schlingernd um Steine und Furchen herum vorwärtsbewegen.

Automobile und Lastwagen bekommen wir nicht oft zu sehen. Die Wege über die Berge sind eigentlich nur für Kamele, Esel, Pferde und für Fußgänger passierbar. Unser Dorf ist sehr weit entfernt von einer richtigen Schotterstraße, so einer wie die, die am Kundus-Fluss entlangläuft.

Aber dass die schwarzen Datsun-Pritschenwagen den Taliban gehören, weiß jeder. Alle haben Angst vor den Taliban und ihren Anhängern. Wir haben gehört, dass sie die Bewohner ganzer Dörfer in ihre Häuser gesperrt und dann verbrannt haben, dass sie Menschen wie Ziegen schlachten, sie aufschlitzen und das Blut in die Erde sickern lassen. Es gibt Listen, auf denen steht, was die Taliban alles verboten haben: Musik machen, laut lachen, einen Vogel halten, nur um ihn morgens singen zu hören, Bilder von schönen Landschaften an die Wand hängen, Bücher lesen, Drachen steigen lassen. Wir haben gehört, dass Frauen mit Henna-geschmückten Fingerspitzen die Finger abgehackt wurden.

Die Taliban haben gesagt, dass Menschen nur eines tun dürfen, um sich zu vergnügen: in den Garten gehen und an den Blumen riechen. Aber seit die Taliban vor fünf Jahren an die Macht gekommen sind, herrscht Dürre. Als hätte Allah die Blumen verbannt, um die Taliban für das Böse zu bestrafen, das sie den Menschen antun.

Ich überlege, ob ich ins Dorf hinunterlaufe, um die Leute zu warnen, bin aber nicht sicher, ob ich vor den Wagen dort sein kann. Ich schaue zu den Schafen und Ziegen hinüber, sehe, dass sie friedlich grasen, und dann entscheide ich mich. Rennend und stolpernd haste ich den Berg hinab.

Als ich in Rufweite unseres Hauses bin, sind die Wagen schon zu hören. Mutter steht vor dem Haus, schüttelt Wäsche aus und hängt sie zum Trocknen über die Beine unserer Betten, die umgekehrt auf dem Boden liegen. Jeden Morgen ziehen wir zwei Gestelle nach draußen, damit drinnen mehr Platz ist. Das Zicklein sucht nach Milch und stößt seinen Kopf gegen Mutters Rock. Als Mutter die Laster hört, richtet sie sich auf und legt sich den Tschadar so um, dass er ihr Gesicht vor den Blicken der Männer in den vorbeifahrenden Wagen schützt.

»Wo ist Padar dschan?«, rufe ich. Sie streckt den Arm zu unserem Feld aus. Die zerbeulten und dreckverkrusteten Fahrzeuge mahlen sich ihren Weg durch den Sand auf unser Haus zu. Auf jedem Wagen sitzen drei oder vier Männer mit Gewehren auf

dem Rücken. Mutter beobachtet sie einen Moment, dann zieht sie sich ins Haus zurück.

Ich biege ab und renne zu unserem Feld hinter dem Buckel des Hügels und rufe laut nach Vater. Plötzlich fällt mir noch eine Regel der Taliban ein. Männer müssen Bärte tragen, die so lang sind, dass man sie mit der ganzen Hand packen kann und trotzdem unten noch Haare herausgucken. Vater hat wenig Haare im Gesicht, er trägt zwar einen Bart, aber der ist nicht sehr voll und nicht sehr lang.

Sekunden nachdem die Pritschenwagen unser Haus erreicht haben, kommt Vater vom Feld heraufgerannt. Auf dem Kopf trägt er nur eine bestickte Kappe. Auch das verstößt gegen eine Regel der Taliban, die verlangen, dass alle Männer Turbane tragen. Die Taliban auf dem Wagen sind Paschtunen, sie tragen grünbraune Armeejacken und riesige schwarze Turbane und alle sind bewaffnet. Der Anführer hält sein Gewehr vor der Brust, über der sich zwei Ledergurte mit Patronen kreuzen.

Vater dreht sich um, streckt den Arm aus und drückt mit der Hand gegen Nuurs Brust. Nuur soll zurückbleiben. Aber mein Bruder widersetzt sich, hält dem Druck stand und wendet dabei keinen Moment den Blick von dem Anführer der Taliban. Vater nimmt mich bei den Schultern, dreht mich in Richtung unseres Hauses und gibt mir einen leichten Schubs.